Zeitschrift: Zentralblatt des Schweizerischen Gemeinnützigen Frauenvereins = Organe centrale de la Société d'utilité publique des femmes suisses

Herausgeber: Schweizerischer Gemeinnütziger Frauenverein

Band: 45 (1957)

Heft: 12

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 18.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

ZENTRALBLATT

des Schweizerischen Gemeinnützigen Frauenvereins

Organe central de la Société d'utilité publique des femmes suisses

Motto: Gib dem Dürftigen ein Almosen, du hilfst ihm halb —
Zeige ihm, wie er sich selbst helfen kann, und du hilfst ihm ganz

Bern, 20. Dezember 1957 45. Jahrgang, Nr. 12

Redaktion: Frau M. Humbert, Gunten, Telefon (033) 7 34 09 (Manuskripte an diese Adresse)
Frau Dr. H. Krneta-Hagenbach, Thunstraße 91, Bern, Telefon (031) 4 96 12
Für Gönnerbeiträge der Adoptivkinder-Versorgung bitte Zweckbestimmung beifügen!
Postschecknummer des Schweiz. Gemeinnützigen Frauenvereins: V a 174 Solothurn
Abonnemente und Inserate: Buchdruckerei Büchler & Co., Bern, Marienstraße 8, Postscheck III 286
Jahresabonnement: Mitglieder Fr. 3.50; Nichtmitglieder Fr. 4.50 Erscheint monatlich

Aus dem Inhalt: Weihnachten 1957 — Wir an der Saffa II — Die Krippe — Diplomierungsfeier der Pflegerinnenschule Zürich — Es Anker-Bildli — Gedanken zum Hilfsdienst in Spitälern Buchbesprechungen

Nachdruck unter Quellenangabe gestattet

Weihnachten 1957

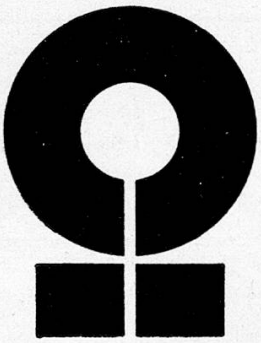
Wie ein Symbol hat sich mit Anbruch der Adventszeit die Nebeldecke, die sich weit ausgedehnt und tief herabgesunken war, aufgelöst. Und als sich der erste klarer gewordene Tag zur Neige senkte, da leuchtete, noch in die Dämmerung hinein, allein am weiten Firmament, der Abendstern. So groß und hell und so nahe, daß es fast unfaßbar schien, daß er nicht aus der Höhe herabgestiegen sei. Links und rechts von den Bergen überragt, wie aus der Talmitte heraustretend, als komme er aus einem fernen Lande.

Viele Menschen mögen zu ihm aufgeblickt haben, überrascht, denn erst noch war der Himmel Tag und Nacht verhängt. Und vor kurzem noch hatten sie auch zum Himmel aufgeschaut, mit dem Feldstecher vor Augen, der unausgesprochenen Furcht im Herzen. Gibt es wohl einen größeren Gegensatz: dieser ewige Stern in seiner erhabenen Ruhe und jenes vom Menschen geschaffene und die menschliche Unruhe mit sich bringende Spukgestirn?

Haben die Menschen, in Ausweitung eines oft gehörten Wortes, nun auch die Gestirne, die sie verdienen? So weit wollen und dürfen wir nicht gehen. Trotz aller Beklemmung ist uns erneut die Gewißheit geworden, daß, nach Unruhe und bewölktem Himmel, doch das Licht sieghaft wieder durchgebrochen ist, des Weihnachtssterns Helle und Verheißung über uns leuchtet, aus der Adventszeit heraus in das Fest des wärmenden Lichtes. *M. H.*

Mit herzlichen Wünschen für gesegnete Weihnachten und einen guten Jahresanfang denken an die Leser und Inserenten des «Zentralblattes»

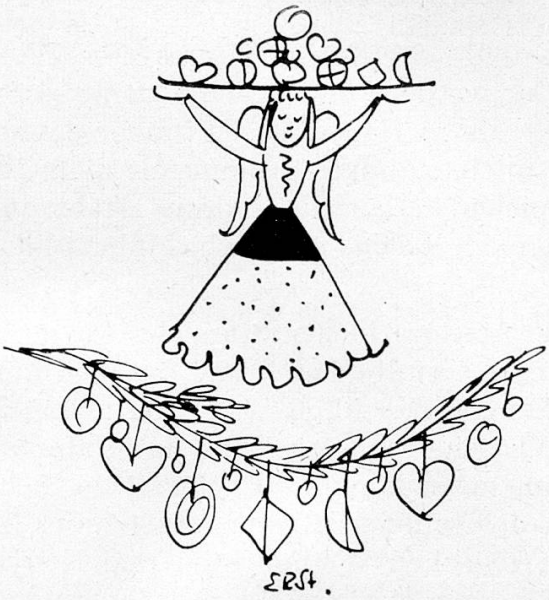
Der Zentralvorstand des Schweiz. Gemeinnützigen Frauenvereins
Die Redaktion des «Zentralblattes»



Wir an der Saffa II

Der definitive Plan für die Halle der Frauenorganisationen liegt nun vor. Von der vorgesehenen großzügigen Gruppierung der verschiedenen Abteilungen rund um einen schönen Gartenhof mußte zugunsten einer weniger kostspieligen Lösung Umgang genommen werden. Durch geschickte Anordnung der Ein- und Durchgänge werden die Besucher in einer *dreiteiligen Halle* an sämtlichen Ausstellungsgruppen vorbeigeführt. Die Darbietung des Ausstellungsstoffes jeder Organisation hat auf sogenannten «Elementen» zu geschehen. Diese rechteckigen Ausstellungskörper sind in der ganzen Halle von einheitlicher Größe und Form, werden aber verschiedenartig verwendet und von verschiedener Farbe sein. Durch die Art der Darstellungen auf diesen Elementen soll trotzdem Leben und Abwechslung in die Halle gebracht werden. Wie der evangelische und der katholische Frauenbund erhalten wir *zwei* derartige Platzelemente zugeteilt. Die ganze Gruppe der gemeinnützig tätigen Frauenvereine, in der neben uns auch der Verband Frauenhilfe, die Freundinnen junger Mädchen, der Katholische Mädchenschutzverein und Fürsorgeverein und der Bund abstinenter Frauen vertreten sind, wird zusammen auf fünf Elementen nun wesentlich weniger Platz haben, als in früheren Plänen vorgesehen und unsern Vorarbeiten zugrunde gelegt war. Wie den meisten andern Organisationen fiel es uns nicht leicht, uns auf ein solches Mindestmaß beschränken zu müssen. Es kommt nur noch ein Gesamtüberblick über die große Vielfalt der Arbeit in Gesamtverein und Sektionen in Frage. Unsere Absicht, einige Werke, Heime, Schulen usw. auf besondern Tafeln und in beweglichen Drehbühnchen kurzweilig darzustellen, kann nicht verwirklicht werden. Wir müssen uns in Ausmaß und Darbietung der Gesamtkonzeption unterordnen. Trotzdem glauben wir, daß die Kunst der Graphikerin imstande sein wird, auch unsern nun aufs äußerste konzentrierten Stoff in einprägsamer Weise zur Darstellung zu bringen.

R. S.-M.



Die Krippe

Von Helene Lerber

Die Schule war aus. Der letzte Schultag vor Weihnachten. Die junge Maestra stand unter der Türe und gab jedem einzelnen ihrer kleinen Schüler und Schülerinnen die Hand, fragte, ob sie keine ihrer Schulsachen unter der Bank liegen gelassen hätten, und rief ihnen den Wiederbeginn des Unterrichts am 7. Januar, dem Tag nach dem Fest der Heiligen Drei Könige, ins Gedächtnis. Da defilierten sie an ihr vorbei; fast alle trugen ihre schwarzen Schulärmelschürzen, Buben und Mädchen; den einen waren sie bereits zu eng oder zu kurz geworden; bei andern schillerten die vom Sitzen gescheuerten Flächen schon ganz grünlich und glänzten, wie wenn sie eingefettet wären; aber sie verdeckten doch liebevoll Lumpen und Löcher, Schmutz und Risse der sich darunter befindenden Höschen und Röcklein. Kindergesichter hoben sich zu der Lehrerin empor; feingeäderte, blasse oder gelblichbraune wie aus Leder; dunkle Augen gaben ihr zutrauliche oder scheue Blicke. Aber alle drängten sie nach vorn, der Türe zu, diese zappeligen Beine und flinken Füße. Weihnachten, Ferien! Was für herrliche Aussichten! Herrlich selbst dann, wenn, wie bei den meisten, das Zuhause nur eine sonnen- und lichtlose Wohnung war in einem jener mehrstöckigen Mietshäuser, die sich im Hafenviertel von Genua gegenseitig so nah auf den Leib rücken, daß die sie trennenden Gäßlein aus der Vogelschau bloß aussehen wie klaffende Risse in einer schwärzlichgrauen Steinmasse. Man war doch vom Zwang eines stundenlangen Stillsitzens befreit, und man mußte keine Aufgaben machen.

Bloß ein Bub schien es nicht so besonders eilig zu haben, die Schulstube zu verlassen. Er kehrte mehrmals zu seiner Bank zurück, wie wenn er dort etwas vergessen hätte, und trat schließlich als letzter zu der Maestra.

«Nun, Pietro», sagte diese, «du hast es nicht eilig. Freust du dich nicht auf die Festtage?» Aber schon bereute sie die Frage, denn sie sah, daß des Kindes dunkle Augen sich mit Tränen füllten. Er schüttelte den Kopf.

Die junge Lehrerin beugte sich zu ihm hinunter mit mütterlicher Gebärde. «Nun, was ist denn?»

Der Kleine würgte und schluckte erst noch eine Weile, um seiner unmännlichen Erregung Herr zu werden, und brachte dann stoßweise hervor: «Ich bin lieber hier in der Schule als zu Hause; da ist immer ein so wüster Lärm, und die Mutter hat nie Zeit für mich, sie sagt: „Komm mir nicht immer vor die Füße, geh lieber auf die Gasse spielen!" Aber die andern Kinder mögen mich auch nicht; sie machen sich über mich lustig, weil ich hinke und nicht so rennen kann wie sie.»

Richtig, kam es der Maestra in den Sinn: der kleine Pietro hatte ja vor einigen Jahren einen schweren Unfall gehabt, und daß bei ihm zu Hause keine rechte Weihnachtsfreude aufkam, war schließlich begreiflich. Die Eltern betrieben eine sehr übelbeleumdete Wirtschaft in der Nähe des Hafens. Sie suchte nach etwas Tröstlichem, das sie ihm sagen könnte. «Erinnerst du dich daran, Pietro, daß ich euch erzählt habe von der schönen Krippenausstellung in der Via x? Die mußt du dir einmal ansehen zwischen Weihnachten und Neujahr, und dann auch an Epiphanias, wenn die Heiligen Drei Könige dazu kommen. Da hast du dann auch etwas ganz Feines, auf das du dich freuen kannst.»

Der Bub horchte auf; aber gleich senkte er wieder betrübt seinen Kopf. «Ich wollte schon letztes Jahr hingehen», murmelte er; «aber es kostet Eintritt, hundert Lire, die wollte mir meine Mutter nicht geben. Das sei dummes Zeug, sagte sie, dafür gebe sie kein Geld; wir seien Kommunisten, die glaubten nicht an den Bambino Gesù.» Die Maestra strich dem Jungen zärtlich über den schwarzen Haarschopf: «Aber wir zwei glauben an ihn, gelt?» Und schon kramte sie in ihrem Täschchen und zog einen funkelnagelneuen Hundertlireschein hervor: «Hier, Pietro; ich schenke dir das Eintrittsgeld.» Er dankte ihr mit einem warmen Aufglänzen seiner Augen; dann aber, als er schon beinahe unter der Türe war, kehrte er nochmals zurück zu der Maestra, die eben ihr Hütchen aufsetzte, schlang seine dünnen Arme um ihren Hals und drückte ihr einen Kuß auf die Lippen. Ohne ein Wort zu sagen, hinkte er dann hinaus.

«Povero, povero bambino!» murmelte die Lehrerin. Und sie dachte noch an ihn, als sie mit der Straßenbahn dem Meer entlang in das schöne Außenquartier fuhr, in dem sie wohnte. Die Sonne stand bereits dicht über dem Horizont, der in Form eines fernen, kaum wahrnehmbaren Uferstreifens Meer und Himmel voneinander trennte. Auf dem Wasser der Bucht glänzte eine rotgoldene Bahn, und auf der Höhe des Meeres sah man den weißen Leib eines Ozeandampfers wie einen Schwan langsam und würdevoll dahinziehen. Daß so viel Schönheit und so viel Häßlichkeit dicht nebeneinander wohnten auf dieser Erde!

*

Zu ebendieser Zeit humpelte Pietro dem Gäßlein entlang, in dem er wohnte. Das schmale hohe Haus, auf das er zusteuerte, trug über der Türe, die zu ebener Erde in eine Wirtschaft führte, ein Schild mit der anmaßenden Inschrift: Gasthaus zur Sonne. Anmaßend deshalb, weil überhaupt nie auch nur ein einziger Sonnenstrahl sich in seinen trüben Fensterscheiben spiegelte oder der Fassade entlang glitt. Es konnte sich höchstens darum handeln, daß er zur Mittagszeit dem Dach einen flüchtigen Besuch abstattete. Oder war der Wirt, welcher seiner Gaststätte diesen Namen gegeben hatte, etwa der Meinung gewesen, seine Kunden sollten die Sonne in dem billigen Wein finden, den er ausschenkte? Nicht einmal ein Stück Himmel war von den Fenstern der «Sonne» aus zu erspähen, denn von

jedem Stockwerk aus war Wäsche quer über die Gasse gehängt; wenn man von unten hinaufblickte, sah man in lauter vielfarbige Lappen von allen Größen und Formen, und wer Phantasie hatte, konnte sich darunter abendlich beleuchtete Wolken vorstellen; das war die einzige heitere Note im Düster dieses Häuserschachtes.

Pietro sah sich weder nach rechts noch nach links um, als er die Gaststube durchquerte, in der zu dieser späten Nachmittagsstunde bloß ein Matrose mit aufgestützten Armen an einem Tischchen saß und vor sich hindöste, während die Kellnerin hinter dem Schanktisch ihre Fingernägel polierte und sich das Gesicht puderte. In der Küche, die sich hinter der Gaststube befand, verriet das Klirren von Pfannendeckeln und der Geruch von billigem Speisefett, daß die Mutter mit dem Kochen des Nachtessens beschäftigt war, zu dem sich einige regelmäßige Kostgänger einzufinden pflegten. Pietro schlüpfte, ohne die Mutter zu begrüßen, durch die Hintertüre der Gaststube in einen stockdunkeln Gang und stieg die Treppe zur Wohnung empor. Diese bestand nur aus zwei Stuben, einer vorderen, die mit ihren roten Plüschmöbeln und dem Konsolentischchen mit dem Spiegelaufsatz zwischen den beiden Fenstern eine schäbige Eleganz vortäuschte, und der hinteren, welche nur eine Fensteröffnung gegen einen Lichtschacht hatte und das Bett der Eltern und auch sein eigenes, schmales enthielt. Rasch versteckte er die Hundertlirenote unter seiner Matratze, wo er sicher war, daß sein Schatz nicht entdeckt werden würde, weil er sich sein Bett immer selber machen mußte, wenn er überhaupt wollte, daß es in Ordnung gebracht würde. Dann zog er sich die Schulschürze aus, faltete sie sorgfältig zusammen und legte sie in die oberste Schublade der Kommode im Wohnzimmer, in der seine paar Habseligkeiten aufbewahrt waren. Es war kalt in der Stube, denn die Bise hatte heute tüchtig durch alle Gassen Genuas gefegt. Im Kamin war aber kein Feuer. «Wenn du oben kalt hast, so kannst du dich um diese Zeit in der Gaststube aufhalten und da deine Aufgaben machen», pflegte die Mutter zu sagen. «Und nachher geh auf der Gasse spielen; deinetwegen lohnt es sich nicht, in der Wohnstube ein Feuer anzuzünden.»

Heute hatte Pietro aber keine Lust, hinunterzugehen. Er trat ans Fenster, wo noch ein wenig Helligkeit vorhanden war, öffnete es und schaute zwischen den Wäschestücken hindurch, die vom oberen Stockwerk tief herunterhingen, auf die Gasse. Sie war, wie immer, belebt: Matrosen, Fischer, Frauen mit Körben oder mit Taschen, die von einem Einkauf oder von der Arbeit zurückkehrten. Auch Kinder spielten lärmend herum, und Katzen balgten sich oder strichen den Passanten um die Beine, unzählig viele Katzen von allen Größen und Nuancierungen ihrer schwarzen, grauen oder getigerten Felle. Unten an der Gasse, da, wo sie auf die Piazza ausmündete, war ein Fischladen, davor hockten sie oft gruppenweise beisammen und warteten geduldig auf Abfälle. Zu dieser Tages- und Jahreszeit, wo nur wenig Fremde in Genua waren, unterschied sich die Gasse kaum von irgendeiner andern eines kleinen Fischerstädtchens am Meer. Erst wenn es auf Mitternacht zuging, erwachte in ihr jenes geheimnisvoll erregende Leben, welches das Tageslicht scheut. Dann gröhlte und johlte es in der Wirtsstube unten und blinkten bisweilen auch Messer auf, während Mädchen kreischend zur Seite stoben. Wenn es zu arg wurde, kam die Polizei und machte Ordnung. Aber zu dieser Stunde schlief Pietro schon längst in der Hinterstube seinen ahnungslosen Kinderschlaf.

Dort kam Giuseppa die Gasse herunter und auf das Gasthaus zur Sonne zugelaufen. Pietro kannte die Giuseppa wohl, denn sie wohnte im oberen Stockwerk. Sie hatte ein kleines Kind, die Esmeralda. Dieses war ein so wunderfeines Geschöpfchen mit blonden Locken und blauen Augen, daß Pietro oft dachte, es gehöre am Ende gar nicht der Giuseppa, sondern sei ein Engelchen in Menschengestalt, das sich bloß in diese dunkle Gasse verirrt habe. In diesem Glauben wurde er noch bestärkt, weil die Kleine keinen Vater hatte. Aber die Giuseppa liebte ihr Kind heiß. Sie war Tänzerin in einem Variététheater, und weil sie jeden Abend auf Arbeit gehen mußte, schloß sie ihr Töchterchen ein. Wenn es erwachte, und die Mutter war noch nicht zu Hause, so hörte Pietro oft sein halbunterdrücktes Weinen. Das schnitt ihm tief in sein mitleidiges Herz. Er fragte die Mutter, ob die Esmeralda nicht bei ihm schlafen könnte, bis die Giuseppa zurückgekehrt sei; aber die Mutter wollte nichts davon wissen; ihre Schlafstube sei ohnehin zu klein, meinte sie unwirsch. Das Würmlein solle nur oben bleiben, es sei schlimm genug, daß es überhaupt auf der Welt sei. «Gelt, weil es halt in den Himmel gehört?» fragte Pietro. «Was schwatzest du da Einfältiges? Solche Flausen hat dir gewiß wieder die Maestra in den Kopf gesetzt!» erwiderte die Mutter ärgerlich. «Ich habe dir schon hundertmal gesagt, daß es für unsereinen keinen Himmel gibt.»

Heute hatte es die Giuseppa besonders eilig. Die lose, dünne Jacke zog sie an sich, denn es fror sie, und der Wind spielte mit ihrem Haar, das ihr unordentlich in den Nacken hing. Sie machte sich jeweilen erst später fein, wenn sie zur Arbeit ging. Ihr Haar mochte auch einmal so golden blond gewesen sein wie das der Esmeralda; aber jetzt hatte es längst seinen Glanz verloren. Pietro gefiel das Mädchen trotzdem; er bewunderte der Giuseppa Ohrringe, ihr Armband; aber vor allem hatte er eine stille Verehrung für ihre Augen, die so warm und zärtlich schimmerten, wenn sie ihr Kind ansah. Manchmal fiel auch für ihn noch ein Fünkchen dieses Blickes ab, wenn er sich gerade in der Nähe befand. Dann wurde ihm wohl und weh zugleich; weh, weil ihn seine eigene Mutter nie mit einem so mütterlichen Blick beschenkte.

Er rief auch heute der Giuseppa von oben herunter einen Gruß zu; aber sie beachtete ihn nicht, sondern verschwand eilig im Haus, und bald darauf hörte er ihren leichten Schritt auf der Treppe. Ihr in ihre Wohnung zu folgen, war ihm von der Mutter streng verboten. «Du hast da oben nichts zu suchen, basta», gab sie ihm schroff zur Antwort, als er einmal nach dem Warum fragte. Die Giuseppa bekam oft Besuch, besonders, wenn sie abends aus dem Theater kam; das hatte er schon mehrmals gehört und auf die Schritte gelauscht, wenn die Mutter dachte, er schliefe. Warum sollte nur er von der geheimnisvollen Wohnung ausgeschlossen sein? Vielleicht würde er das verstehen, wenn er erst einmal groß wäre.

Heute tröstete er sich aber bald darüber, von der Giuseppa nicht beachtet worden zu sein. Er dachte an die Krippe, die er morgen besichtigen würde, und an all ihre Herrlichkeiten. Andere Kinder, die sie letztes Jahr oder schon früher gesehen, hatten ihm Wunder davon erzählt. Da gab es eine Landschaft, durch die ein richtiges Bächlein floß, welches ein Mühlrad trieb. Ein Fischer fischte kleine Fische aus Zelluloid, und ein Mann sägte Holz. Frauen in vornehmen Kleidern aus Samt und Seide, mit Kopftüchern aus feinsten alten Genueser Spitzen waren zu sehen auf dem Weg zum Stall. Das Jesuskind selber aber mußte an Lieblichkeit alles übertreffen, was man etwa auf Bildern zu sehen bekam. Und morgen

würde nun also der Geldschein, den er unter seinem Kopfkissen barg, ihm diese Märchenwelt erschließen. Sie würde ihm gehören für eine kurze Spanne Zeit. —

Die bräunliche Kinderfaust, die mit hartem Griff den Hundertlireschein zerknüllte, damit niemand ihn ihr entreißen könne, bebte vor Erregung, als sie sich an der Kasse vorsichtig öffnete, um ihn gegen eine gelbe Eintrittskarte einzutauschen. Der junge Mann, welcher sie Pietro einhändigte, lächelte, als er seine Erregung bemerkte. «Du wirst etwas Schönes zu sehen bekommen», nickte er freundlich, «geh nur mit den andern da hinein.» Er deutete auf einen schwarzen Vorhang, hinter dem ein ununterbrochener Strom von Menschen verschwand; große und kleine, alte und junge. Auf der andern Seite des Tisches kamen ebenso viele Leute durch einen zweiten gleichen Vorhang wieder heraus. Feierlich beklommen wurde es Pietro zumut, als nun auch er sich einreihte. Er kam gleich hinter eine Nonne zu stehen, deren breiter Rücken ihm den Weg bahnte in das Heiligtum hinein. Dämmerung, die von rotem und blauem Licht mild durchflossen war. Zuerst mußten die Augen sich an sie gewöhnen, bevor man Einzelheiten erkennen konnte. Oleanderkübel und Zimmerpalmen täuschten einen Wald vor. Dann aber bemerkte man, daß das hier erst gleichsam die Vorhalle war. Es ging noch einmal um eine Ecke herum. Dann aber breitete sich plötzlich eine von unsichtbaren Glühbirnen angestrahlte Landschaft vor dem überraschten Blicke aus: Berge und Täler, grüne Moosgründe und ein über einen Felsen herunterrieselnder Wasserfall, der einen kleinen See speiste, auf dem Schwäne und Goldfische schwammen. Pietro, das Großstadtkind, hatte so etwas weder in Wirklichkeit noch in Nachbildung je vorher gesehen: Felsen, Schluchten, durch eine üppige Landschaft fließendes Wasser! Daß es so etwas Schönes gab! Was tat es, daß die Fische ebenso groß waren wie die Schwäne, und daß alle beide aus Zelluloid waren! Für die Phantasie war es lebendige Wirklichkeit, ein Zauberland.

Aber man entdeckte darin nach und nach noch weit schönere Dinge. Schäflein weideten da, gehütet von einem Schäferhund, der sie unausgesetzt anzubellen schien, denn er streckte die Schnauze in die Luft und hatte das Maul weit aufgerissen. Es war ja gut, daß wenigstens er auf die Schafe aufpaßte, denn die Hirten guckten ganz woanders hin. Alle hatten die Köpfe erhoben in der Richtung nach einem Felsen, und Grund dazu, wie gebannt hinzustarren, hatten sie wohl, denn da oben, dicht über dem Abgrund, stand eine lichte Engelsgestalt in einem duftigen weißen Gewand, auf das blonde Locken herniederflossen. Aha, das war sicher der Engel, der den Hirten verkündete, daß der Heiland geboren sei. Und hinter ihm schwebten in der Luft — allerdings an feinen Drahtfäden gehalten — viele kleine Engelchen, eines zierlicher als das andere. Weiterhin sah man dann einem munter fließenden Bächlein entlang Männer und Frauen nach Bethlehem eilen, eine vornehme Gesellschaft, von der man Mühe hatte, zu glauben, daß das dieselben armen Hirten seien, die soeben noch bei den Schafen waren. Aber die einen von ihnen trugen doch Schäflein auf den Schultern, und die Frauen hatten Körbe am Arm oder auf dem Kopf, mit Früchten und Kuchen gefüllt und mit anderen Leckerbissen, die sie offenbar dem Jesuskind zum Geschenk bringen wollten. Nur eine Frau schien sich gar nicht darum zu kümmern, was die andern nach Bethlehem trieb. Einem geheimnisvollen Mechanismus zufolge bückte sie sich zum Bach, tunkte ein Bündel Wäsche hinein, zog es wieder heraus, richtete sich auf, um dann ihre Tätigkeit von neuem zu beginnen. Offenbar hatte sie keine Ahnung von dem, was sie verpaßte, wenn sie den andern nicht folgte.

Dann kam man also, wenn man der Ausstellung entlang ging, nach Bethlehem. Das bestand aus Häusern, die man auch in Genua hätte finden können, hohe, vier- und fünfstöckige mit viel Wäsche, die unter den Fenstern der Hauswand entlang eingespannt war. Viele von ihnen waren von innen erleuchtet mit winzigen elektrischen Beleuchtungskörpern. Da sah man die ganze Einrichtung: Schlafstuben und Wohnstuben und Küchen. In einem Haus war auch eine Schreinerwerkstatt eingerichtet und in einem anderen eine Schmiede mit allem Zubehör. Man hätte sich an dem allem nicht satt sehen können, stundenlang, und hätte immer wieder etwas Neues entdeckt. Aber weil das Schönste erst noch kam, konnte man doch nicht zu lang bei dieser Spielzeugstadt verweilen. Man drängte hin zum Stall. Der war größer als alle anderen Häuser, und es war davor ein Gedränge, daß Pietro geduldig warten mußte, bis einige größere Kinder ihm Platz machten und er über die Köpfe der kleineren hinwegsehen konnte. Das war ein Oh! und ein Ah!, und dazwischen hörte man brave kleine Mädchen Gebetlein aufsagen und sah, wie sie dem Jesulein Kußhändchen zuwarfen. Am liebsten hätten sie es wohl gestreichelt, wenn man das hätte tun dürfen. Aber das war streng verboten. Schon gleich am Eingang hatte Pietro eine Aufschrift an der Wand entziffert, auf der dieses Verbot zu lesen stand.

Das Jesuskind in der Krippe, das war nun wirklich das Lieblichste, was man zu sehen bekam. Ein feines Wachsköpfchen hatte es, mit großen blauen Augen und einem roten Mund, und gar holdselig lächelte es seine Mutter an, die mit Sankt Joseph zusammen neben der Krippe kniete. Aber auch Ochse und Esel waren da und blickten aus ehrfürchtiger Entfernung auf das heilige Kind. Pietro wurde ganz andächtig, und auch er faltete seine Hände, so, wie er es die anderen Kinder tun sah. Zum Glück fiel ihm auch ein Gebetlein ein, das die Maestra sie einmal in der Schule gelehrt hatte, und er bekreuzigte sich mit ungeschickten Fingern, weil die anderen Kinder es taten. — Aber etwas konnte er ihnen nicht nachmachen. Vor der Krippe, erreichbar von außen, stand ein zinnerner Teller, welcher mit großen und kleinen Geldscheinen schon fast ganz gefüllt war. Manche Erwachsene oder Kinder legten noch mehr dazu, bevor sie weggingen. Für den Bambino Gesù! — Pietro aber hatte ihm nichts zu schenken. Er besaß kein Geld. Rein nichts. Unwillkürlich durchsuchten seine Hände die Hosensäcke; aber der eine hatte ein Loch, und im anderen war nur ein Endchen Schnur, ein Knopf und ein Stückchen Kaugummi, den er einmal auf einem Tisch in der Wirtschaft gefunden hatte. Beschämt und bekümmert trat er von der Krippe zurück, einem kleinen Mädchen Platz machend, dem die Mutter soeben einen Hundertlireschein in die Hand gelegt hatte, damit es ihn dem Jesulein schenken könnte. Mit wichtigtuerischer Miene ging es zum Teller und legte ihn zum Haufen. Pietro aber konnte seinem Dank in keiner Weise Ausdruck geben, und mit beschwertem Herzen wandte er sich traurig ab.

Er wurde jetzt von vielen Leuten, Kindern und Erwachsenen, die sich zur Krippe drängten, gepufft und gestoßen, und ob er wollte oder nicht, nahm der Strom ihn auf, der dem Ausgang entgegenflutete. Bald stand er wieder draußen auf der Straße, im hellen nüchternen Tageslicht; Autos flitzten vorbei und

---

Gerade bei unsern Festeinkäufen vertrauen wir uns dem LABEL an. Es zeigt uns den richtigen Weg, richtig entlöhnte Schweizer Arbeit einzukaufen.

---

tuteten laut und zornig, wenn irgendein Hindernis in den Weg kam; eine Straßenbahn klingelte, ein Zeitungsverkäufer rief mit heiserer Stimme sein Blatt aus; Menschen gingen schwatzend und gestikulierend auf dem Gehsteig achtlos an dem Haus vorbei, welches das Wunder der Krippe barg. Dachten sie alle nicht daran, daß heute Weihnachten war und daß der Heiland da drin in der Krippe lag? Einige Damen gingen vorbei, mit Pelzmänteln und eleganten Hüten, die hätten gewiß Geld genug, es dem Bambino zu schenken. Oder glaubten sie am Ende wie die Mutter, es gebe keinen Heiland; das sei nur ein Märchen, das man dummen Kindern erzähle, um sie brav und gefügig zu machen?

Ganz in Gedanken versunken hinkte er heimzu in die schmale lichtlose Hafengasse, wo man keine gutgekleideten Leute mehr antraf. Da wäre er beinahe mit jemandem zusammengestoßen; es war eine Frau. Ärgerlich rief sie ihm zu: «Kannst du nicht aufpassen, wo du gehst; du wärst mir beinahe auf den Fuß getreten!» Erschreckt hob er den Kopf zu der Erzürnten empor, die er bereits an der Stimme erkannt hatte. Es war die hohe, schrille Giuseppas.

Jetzt erkannte auch sie ihn. «Du, Pietro! Kleiner Schlingel! Glaubst du, ich könnte mit einem verletzten Fuß noch tanzen? Und doch habe ich diesen Verdienst jetzt nötiger als je. Die Esmeralda ist krank, meine süße Kleine! Oh, so schwer krank! Ich komme gerade aus der Apotheke. Ich habe den Arzt kommen lassen. Er sagt, wenn das Fieber nicht in einigen Stunden fällt, so muß sie in das Spital verbracht werden.» Die Giuseppa konnte nicht mehr weitersprechen; sie schluchzte und biß in das grellrote Taschentuch, das sie zu einem Klümpchen zusammengeballt, vor den Mund hielt.

Pietro war von tiefem Mitleid zu ihr erfaßt. Was sollte er sagen, die unglückliche Mutter zu trösten? Da kam ihm eine Erleuchtung. «Giuseppa», sagte er, «ich weiß dir vielleicht einen Rat. Gib mir ein wenig Geld. Nur etwa einen Fünfzigliresschein. Den bringe ich dem Bambino Gesù. Und ich werde für die Esmeralda beten.»

Giuseppa sah den Kleinen ungläubig an. «Glaubst du, das nützt etwas?» fragte sie mißtrauisch.

Er nickte ernsthaft. «O ja, viele beten dort zu ihm vor der Krippe. Er wird schon helfen.» — Woher wußte er das? Sein Herz überbordete von einer großen unerschütterlichen Gläubigkeit. «Schnell, schnell», drängte er. «Ich laufe noch einmal zur Krippe, bevor sie geschlossen wird.»

Die Giuseppa beugte sich zu ihm hinunter und umarmte ihn. «Du bist ein guter kleiner Junge», sagte sie. Dann klaubte sie einen schmutzigen, zerknitterten Hundertlireschein aus ihrem Täschchen. «Ich habe ihn dir ohnehin schenken wollen, damit du dir etwas dafür kaufen kannst, weil du immer so lieb zu meiner Esmeralda bist. Heute ist ja Weihnachten. Daran habe ich gar nicht gedacht, weil das Kind so krank ist. Mehr kann ich dir aber nicht geben, und vielleicht reut es dich nun, das Geld dem Bambino Gesù zu stiften. Du kannst damit machen, was du willst.»

Pietro schüttelte den Kopf. «Ich will nichts für mich», beteuerte er. «Das Geld bringe ich dem Bambino.»

«So versuch's!» sagte die Giuseppa verlegen. «Vielleicht erhört Gott das Gebet eines Kindes. Ich kann nicht mehr beten, schon lange nicht mehr. Aber als ich so alt war wie du, da habe ich es auch gekonnt.»

*

Pietro humpelte, so schnell er konnte, den langen Weg zurück, den er soeben

gekommen. Er stieß gegen Leute; er wäre beinahe unter ein Fahrrad gekommen; kein Hindernis konnte ihn aufhalten. Als er wieder bei der Krippe angelangt war, schlug es von der nahen Turmuhr dreiviertel sechs. Es blieb ihm also gerade noch ein Viertelstündchen Zeit, bevor die Krippe geschlossen wurde. Als er vor der Kasse stand, fuhr ihm der Schreck durch alle Glieder. Er hatte ja kein Eintrittsgeld. Die hundert Lire der Giuseppa hatte er dem Bambino versprochen. Was nun tun? Tränen stiegen ihm in die Augen, die er in großer Ratlosigkeit auf den jungen Mann hinter dem Tisch mit den Eintrittskarten heftete.

«Nun?» fragte dieser. «Hast du kein Geld? Fünfzig Lire? Wir machen es jetzt billiger, weil die Krippe in zehn Minuten geschlossen wird.»

Pietro schüttelte voll Verzweiflung den Kopf.

«Aber du hast ja einen Hundertlireschein in der Hand!»

«Ja», sagte der Junge unglücklich, «aber der gehört dem Bambino, weil er ein kleines krankes Mädchen gesund machen wird.»

Da wetterleuchtete es seltsam über des jungen Mannes Gesicht. Den ganzen Tag hatte er an der Kasse gesessen und Geld eingenommen und daneben unablässig berechnet, ob er eine erfreuliche Tageseinnahme herausschlage mit seiner Krippe. Denn diese war sein Privatunternehmen und stand in harter Konkurrenz zu den Krippen in den Kirchen, deren Besichtigung nichts kostete. Ob all diesen Berechnungen hatte er ganz vergessen, daß heute Weihnachten war, und dem Bambino Gesù, um dessentwillen ja die ganze Zauberwelt mit ihrem kunstvollen Mechanismus aufgebaut worden war, hatte er überhaupt keinen einzigen Gedanken geschenkt. Für ihn war die Krippe Geschäft, nichts als Geschäft. Da mußte ein kleiner zerlumpter Genueser kommen und ihn daran erinnern, daß heute der Heiland geboren wurde, der die Kranken heilte und den Armen das Evangelium verkündigte.

«Geh nur, geh!» winkte er. «In diesem Fall ist der Eintritt für dich frei. Und . . .» fügte er leise und verschämt hinzu, «wenn du betest, so kannst du dabei auch einmal an mich denken, willst du?»

Pietro nickte eifrig. «Das will ich meinen. Und mille, mille grazie, Signore.»

Strahlend lief er auf die Krippe zu. Er hielt sich diesmal nicht auf bei den vielen Wunderwerken. Dazu blieb ihm keine Zeit. Es waren nur noch wenige Besucher da. Er fand ohne weiteres Zutritt zu dem Bambino. Feierlich legte er den Geldschein in den Zinnteller, und dann faltete er die Hände. Das Gebetlein, das er auswendig konnte, paßte nun nicht; aber jetzt wußte er ja genau, was er dem Bambino zu sagen hatte. Er machte es kurz und einfach. «Lieber Jesu», sagte er, «bitte, mach das Kind der Giuseppa gesund; denn es ist ihr einziges Kind und ist so wunderschön wie ein Engelein. Es darf nicht sterben. Zum Dank hat dir die Giuseppa hundert Lire geschenkt. Das ist sehr viel für sie, denn sie ist arm, obgleich sie manchmal so schöne Kleider anzieht und Besuch kriegt. Aber jetzt hat sie alles Geld für den Arzt und für die Arzneien ausgeben müssen. Amen.»

Erleichtert öffnete er die Augen, die er während des Gebetes geschlossen. Er war jetzt ganz allein. Alle anderen Leute hatten bereits den Raum verlassen. Allein mit der Heiligen Familie und den Hirten und den Engeln. Der Mechanismus war bereits abgestellt. Der Mann am Wasser fischte nicht mehr, und die Frau hatte aufgehört, ihre Wäsche zu waschen. Nun erloschen auch die Lichtlein in den Häusern von Bethlehem. Schon erschien der junge Man, dem die Krippe gehörte, an der Türe. Da fiel ihm ein, daß er ja noch für diesen zu beten hätte. Rasch faltete er noch einmal die Hände. «Fast hätte ich es vergessen, Bambino

Gesù, für diesen Mann da sollte ich auch noch bitten, der das viele Geld an der Kasse kriegt. Er ist wohl sehr reich, und ein krankes Kind hat er auch nicht. Aber er hat es mir trotzdem aufgetragen, dich für ihn zu bitten. Amen.» Er bekreuzigte sich. Dann lief er hastig dem Ausgang zu «Ich habe Sie nicht vergessen!» sagte er dem jungen Mann beim Verlassen der Krippe strahlend.

«Gott segne dich, Kleiner!»

*

«Wo bist du bloß herumgestrolcht bis in alle Nacht?» Die Mutter zerrte ihn unsanft über die Schwelle der Haustüre und holte bereits zu einer Ohrfeige aus. Da zog ihr jemand den erhobenen Arm zurück. Es war die Giuseppa, die im dunkeln Hausflur offenbar auf Pietro gewartet hatte. «Er hat für mich eine Besorgung gemacht; mein Kind ist krank.»

«So . . . so. Na, das hättest du mir ja auch sagen hönnen, dummer Bub . . . Geh hinauf. Ich habe dir was Gutes zum Essen auf den Tisch gestellt; es ist ja heute Weihnachten . . . Wir glauben zwar nicht an dieses Märlein», fügte sie entschuldigend zu der Giuseppa gewandt hinzu. «Aber die Kundschaft verlangt eben doch ein besseres Essen an diesem Abend. Da soll der Bub auch was davon abkriegen.»

Pietro stürzte in die Stube hinauf. Er spürte erst jetzt, wie sehr ihm der Magen vor Hunger knurrte. — —

Am nächsten Morgen wurde er durch ein leises Klopfen an der Türe aus einem tiefen und langen Schlummer geweckt. Die Eltern hatten die Schlafstube schon längst verlassen. Die Giuseppa stand unter der Türe. Sie sah noch blasser aus als sonst, aber ein glückliches Lächeln spielte über ihr Gesicht. «Meine Esmeralda muß nicht in das Spital», sprudelte sie hervor. «Denk dir, das Fieber ist gefallen, und sie hat die ganze Nacht geschlafen. Eben war der Arzt da. Er sagt, es sei ein Wunder.»

Pietro nickte verständnisinnig. «Ich wußte es. Der Bambino Gesù hat geholfen.»

«Ja», flüsterte die Giuseppa mehr zu sich selber als zu dem Jungen. «Er hat geholfen. Und jetzt fange ich ein anderes Leben an und gehe wieder zur Kirche, wie damals, als ich noch ein Kind war . . . Gott segne dich, Pietro!»

Mit freundlicher Erlaubnis des Verlages Friedrich Reinhardt AG, Basel, dem Bändchen «Weihnachtswunder» der Berner Schriftstellerin Helene von Lerber entnommen.

Diplomierungsfeier der Pflegerinnenschule Zürich

vom 10. November 1957

Schon seit dem frühen Morgen herrschte heute eine frohe Feststimmung in unserm Hause. Die hellen Aufenthaltsräume prangten im letzten reichen Blumenschmuck des Herbstes, weil wir das alljährlich so schöne Fest der Diplomierung feierten. 74 junge Schwestern haben heute ihre Lehrzeit beendigt, und damit hat die Pflegerinnenschule seit ihrem Bestehen 2454 Schwestern ausgebildet.

Die Feier begann mit einem schönen Lied unserer jüngsten Schülerinnen. Dann sprach Herr Pfarrer Meyer aus Neuhausen, der Vater einer Diplomandin, zur Festgemeinde. Er legte seiner Ansprache ein Bibelwort zugrunde: *Ich bin der Weinstock, ihr seid die Reben. Wer in mir bleibt und ich in ihm, der bringt viel*

Frucht; denn ohne mich könnt ihr nichts tun. Der Redner führte dazu aus, daß man mit einer guten, soliden Ausbildung schon aus eigener Kraft ziemlich viel kann:

1. den Ärzten eine gute, gewissenhafte Mitarbeiterin sein;
2. die Patienten so gut pflegen, daß nichts versäumt wird;
3. wenn dann noch ein frohes, zufriedenes Gemüt dazukommt, so kann man mit Recht von einer tüchtigen Pflegerin reden.

Aber eines kann man nicht aus eigener Kraft: *Frucht bringen,* und erst dann kann das Leben einer Schwester ein gesegnetes und glückliches sein.

Herr Pfarrer Meyer zählte dann einige dieser Früchte auf. Das Allerschwerste ist sicher die Haltung gegenüber dem Sterben. Die Schwester soll nicht viele Worte machen am Sterbelager, aber sie kann einen Frieden ausstrahlen, der die Todesschatten wie mit einem Lichtstrahl durchbricht.

Dann erwartet man von einer guten Schwester, daß sie ihre Freundlichkeit und Hingabe Tag für Tag für Gute *und* Böse bereit habe. Das kann sie aber wieder nicht aus eigener Kraft. Ohne Hilfe von oben fehlt ihr diese allumfassende Liebe für die bösen, schwierigen und komplizierten Patienten. Der Redner warnte ernst vor der Abhängigkeit vom Dank der Menschen, sonst könnte sich der Undank wie eine Staubschicht über die Dienstfreudigkeit legen. So wie die Reben Saft und Kraft aus dem Weinstock beziehen, so darf man die Freudigkeit und Kraft zum Dienst von Gott bekommen.

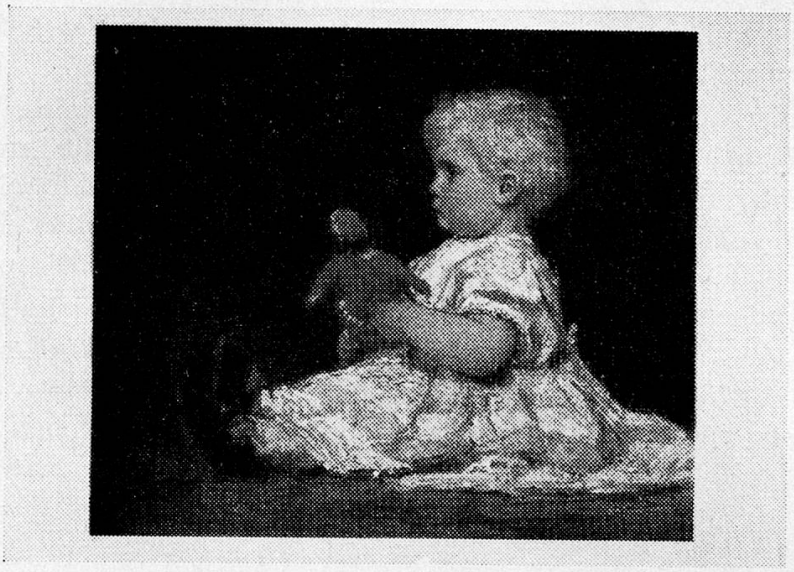
Als Abschluß dieser Ansprache ertönte ein beglückender Satz aus einem Haydn-Streichquartett.

Dann begrüßte Frau Oberin mit lieben Worten die ganze Gemeinde und stellte an die jungen Diplomandinnen drei Fragen:

Woher kommst du? Die Kindheit, die Heimat, die Menschen aus der Umgebung, die soeben zurückgelegte Lehrzeit, das alles lebt in den jungen Menschen weiter. Aber hinter diesem Sichtbaren liegt noch etwas anderes. In jedem ist doch wohl eine Idee lebendig, ein momentanes Ahnen tieferer Zusammenhänge. Wie könnte man Schwester werden ohne ein Fünklein ewigen Lichtes!

Wer bist du? Ein Mensch mit seinem Widerspruch: eine hilfsbereite, einfühlende Schwester, aber auch, wie wir alle, ein schwaches, anlehnungsbedürftiges Kind. Sicher sind alle in diesen drei Jahren selbständiger und tragfähiger geworden. Wie nötig ist gerade die *psychische Tragfähigkeit* all den menschlichen Problemen gegenüber. Frau Oberin warnt deshalb eindringlich vor noch früherem Eintritt in eine Schwesternschule. Welches Diplom eine Schwester besitzt, ist nicht die Hauptsache, viel wichtiger ist ihre menschliche Haltung. Fühlen sich die Patienten bei ihr wohl und geborgen? Strahlt sie Wärme, Stärke und Freudigkeit aus? Ist sie ein guter Kamerad für alle ihre Mitarbeiter von der Putz-Equipe bis zum Chefarzt? Das sind ernste Fragen, die die Schülerinnen sicher erst später beantworten können.

Wohin gehst du? Äußerlich sind diese Ziele sehr verschieden. Jedes hat seinen eigenen Weg zu gehen und seine eigene Aufgabe zu lösen. Gibt es da etwas Gemeinsames? *Es ist die Ehrfurcht vor dem Leben.* Jedes ist bereit, Schwache zu behüten, Kranken zu helfen und Kleines im Wachstum zu fördern. Diesen Auftrag haben alle in ihrem Herzen empfangen. *Leben* ist im wesentlichen als *geistige Kraft* zu verstehen und nicht nur als vitale Funktion. Es wird nicht nur das intelligente, gesunde Kind gepflegt, nein, auch das unheilbar kranke, das geistesschwache, die Sterbenden jedes Lebensalters, ja diese mit besonderer Hingabe



Es Anker-Bildli

Hie und da isch öppe scho i der Zytig gstange,
es syg e betagti Frou, en eltere Ma von is ggange,
wo vor vilne, vilne Jahr
mit blaue Ouge, rote Backe und flachsblonde Haar
der Maler Anker so früsch heig chönne alache,
daß er us dene Modäll die schönschte Chinderbilder heig chönne mache!
Ds Läbe het i dene Gsichter de albe syner Spure hinderlah,
wi's öppe anders ja chuum cha gah.
Lueget o *das* Anker-Meiteli a:
Däm chlyne blonde Höckli
i däm schöne länge Röckli,
däm gseht me's a:
Es het e bhüeteti Chindheit gha —
und gwüß drnah e gfreuti Jugedzyt,
schöni Jahr, wo's nume z'lehre und z'etwickle git.
Jedem geit's äbe nid so guet,
es fähle bald d'Mittel, d'Begabig oder der Muet;
me mueß ne hälfe, wo se der Schueh tuet drücke,
damit o sie chönne a d'Sunnsyte vüre rücke.
Das isch es, was ech das Meiteli möcht säge!
Es isch ihm gar grüüseli dra gläge,
daß eui Hilf der rächt Wäg geit
und zum *Pro-Juventute-Margge- und Charteverchouf* öppis bytreit! *mh.*

---

und Liebe. Man spürt, daß gerade diese Menschen, deren äußerer Leib zerfällt und deren Geist im Dunkeln wandert, recht eigentlich Gottes Kinder sind und daß ihre Seele in tiefer Gefangenschaft der Erlösung harrt. Frau Oberin nennt es einen *heiligen Weg,* den die Schwestern gehen dürfen. *Als Ergriffene sollen sie in ihrem Leben drin stehen, als Wissende ihren Dienst tun.*

Ob die Diplomandinnen wohl das gefunden haben, was sie vor drei Jahren

suchten? Sicher nur zum Teil. *Wir begegnen aber immer der Situation, die uns als Aufgabe gestellt ist, und wir können ihr nicht entfliehen.*

Es geht aber auch darum, daß die jungen Schwestern selber glücklich werden, befriedigt in ihrer Arbeit und in gesundem Gleichgewicht ihrer körperlichen und seelischen Kräfte. Das ist schwer zu erreichen, wesentlich schwerer, als nur beruflich tüchtig zu sein. Wichtig ist dabei die Selbsterkenntnis. Man muß seine Grenzen kennen und wissen, welcher Arbeit man gewachsen ist.

Freudig und ernst treten die Schwestern in die Gemeinschaft der Pflegerinnenschulschwestern ein. Frau Oberin wünscht allen von Herzen, daß sie im tiefsten Sinne des Wortes Schwestern aller Menschen werden!

Nach einem besinnlichen langsamen Satz aus dem gleichen Streichquartett von Haydn erhielten alle ihre ersehnten Diplome. Mit dem Schlußlied «Befiehl du deine Wege» ging die schöne Feier zu Ende. *Sr. M. B.*

Gedanken zum Hilfsdienst in Spitälern

Die Anregung des Zürcher Stadtarztes Dr. Pfister, daß die jungen Mädchen obligatorisch zu Dienstleistungen in Spitälern herangezogen werden sollten, hat ein erfreulich starkes Echo gefunden. Daß die durch Personalmangel in den Spitälern herrschende Not plötzlich in den Mittelpunkt einer anregenden Diskussion gestellt wurde, ist sicher sehr wünschenswert und als erstes großes Plus für den Initianten zu buchen. Ebenso erfreulich war es, festzustellen, daß die Jungen selber in der durch das Studio Bern veranstalteten Diskussion lebhaft eingriffen, denn es geht sicher nicht an, daß die ältere Generation von sich aus befindet. Daß auch viel Unrichtiges gesagt wurde, ist bei einer Diskussion auf weiter Basis unvermeidlich.

Von vorneherein wurde fast einmütig das Obligatorium abgelehnt, was sicher unbedingt richtig war. Das Obligatorium würde eine Gegnerschaft auf den Plan rufen, die, wenn sie auch betonen würde, daß sie nicht gegen den Gedanken an und für sich sei, wohl aber gegen den Zwang, letzten Endes halt doch die Anregung bekämpft hätte.

Es sind bei der Diskussion vor allem die Jungen zum Wort gekommen, die es recht eigentlich angeht, es sprachen aber auch die Vertreterinnen der älteren Generation, auch Schwestern und erstaunlich viele Männer.

Wer sich aber zu der ganzen Frage nicht äußerte, und doch ebenso davon betroffen ist wie die, die man allenfalls zu diesem Dienst aufrufen würde, das waren die Spitäler. Weil die Anregung von einem auch im Spitaldienst sehr erfahrenen Arzt kam, drängte sich wohl die Frage, was die Spitäler dazu sagen würden, nicht so sehr auf. Mitbeteiligt sind ja in erster Linie auch die Patienten, kann es jeder unter uns in einem Moment und für eine Zeitdauer, die zu bestimmen nicht in unserer Hand liegt, werden.

Jahrelanges Leben unter dem schützenden Dach einer großen kantonalen Heil- und Pflegeanstalt (wobei die Bezeichnungen «Clinique psychiatrique» oder «Mental hospital» der tatsächlichen Aufgabe und Gestaltung gerechter werden), seit Jahren in Spitalkommissionen tätig, sehen wir die Frage vor allem von innen heraus, nämlich vom Spital aus. Wir sind uns dabei wohl bewußt, daß besonders leitende Schwestern hier noch einen viel besseren Einblick und eine wertvollere Einschätzungsmöglichkeit haben, andererseits trifft uns wohl auch nicht die

leiseste Spur eines unbegründeten Verdachtes, als seien wir irgendwie in einer Abwehrstellung.

Es ist sicher in der weiten Öffentlichkeit noch viel zu wenig bekannt, wie umfassend heute eine gewissenhafte Schwesternausbildung ist. Selbst der Patient sieht die pflegende Schwester oft nur bei sehr einseitigen Handlungen, die ihm, je besser sie beherrscht werden, desto selbstverständlicher vorkommen. Nun ist diese Schwesternausbildung nicht aus theoretischen Erwägungen heraus derart erweitert worden, sondern ganz einfach aus der Notwendigkeit heraus, mit den Forderungen der ungeheuer schnellen Entwicklung in den medizinischen Erkenntnissen Schritt zu halten. Der Arzt setzt bei den Schwestern ständig mehr und mehr Kenntnisse voraus. Die Tendenz mußte deshalb dahingehen, die Schwester andererseits von Arbeiten zu entlasten, die nicht unbedingt differenziertes berufliches Wissen voraussetzen.

Aus dieser Notwendigkeit heraus und auch weil in der Einschätzung des Schwesternberufes eine starke Wandlung eingetreten ist, wurden, wenn auch teilweise zögernd, Hilfskräfte herangezogen. Zuerst waren es die Abteilungsmädchen, die zu Reinigungsarbeiten auch in den Krankenzimmern zugezogen wurden, während der Patient sie früher überhaupt meist nicht zu Gesicht bekam. Dann kamen die sogenannten Schwesternhilfen auf, Töchter, die meist für ein Jahr in Spitaldienst eintraten, oft weil sie noch nicht das vorgeschriebene Alter hatten, um eine Pflegerinnenlehre zu beginnen, weil sie selber noch nicht im Klaren waren, ob ihnen der Beruf zusagen würde, oder auch weil sie es als notwendig und wünschenswert ansahen, sich einige pflegerische Kenntnisse anzueignen. Es darf, wenn über die Bedingungen einer Schwesternhilfe gesprochen wird, nie vergessen werden, daß es sich um eine Zeit des *Anlernens* handelt, daß jede neu eintretende Kraft zuerst immer eine Belastung des Betriebes und namentlich der verantwortlichen Schwestern bedeutet, daß das Spital auch der Schwesternhilfe gegenüber Verpflichtungen hat, nicht einfach ihre Arbeitskraft nur in seinem Sinne rationell ausnutzen darf. Das, scheint uns, ist bei der Diskussion übersehen worden, als über die zu geringe Bezahlung der Schwesternhilfen geklagt wurde.

Es gibt viele, sehr viele pflegerische Arbeiten, bei denen immer ein Teil, manchmal anscheinend nur ein kleiner Bruchteil, berufliche Sicherheit und vor allem auch Übernahme einer großen Verantwortung bedeuten. Und diese Arbeiten lassen sich beim besten Willen oft nicht aufteilen, oft auch gerade im Interesse des Patienten nicht, der sich ohnehin in der Regel gegen zu häufigen Personalwechsel negativ verhält. Wir alle wissen, wie ungeheuer verantwortungsvoll der Beruf einer Krankenschwester ist, was für eine große Belastung es für die Einzelne bedeuten kann, diese und jene Arbeit an eine ungeschulte Hilfskraft abzugeben. Wir haben in den letzten Jahren auch die Gerichtsurteile verfolgt, die in Fällen von fahrlässig begangenen pflegerischen Berufsfehlern gefällt wurden, und wir wissen, wie scharf die Öffentlichkeit darauf reagiert, wenn etwas, das unberufenen Händen überlassen wurde, schief geht. Gerade wir Frauen wissen ja aus eigener Erfahrung, daß wir es immer als eine große Belastung empfinden und nicht als eine Entlastung, wenn wir im Haushalt jemandem eine Arbeit überlassen müssen ohne über die Ausführung zuversichtlich und beruhigt sein zu können. Wieviel stärker wird das erst noch im Spitalbetrieb empfunden! Es handelt sich hier nicht nur um technisches Können, das bei einer durchschnittlichen Begabung und bei gutem Willen wohl zu erwerben wäre, sondern es spielen sehr viele andere Faktoren, wie Verschwiegenheit, Respekt vor dem anderen Menschen, vor

allem eine menschliche Haltung, bei der immer eine gewisse Reife vorausgesetzt werden muß, mit. Die durchaus als positiv zu bewertenden Erfahrungen mit der Schwesternhilfe haben nun dazu geführt, daß gegenwärtig ein Ausbildungsreglement zur Diskussion steht, das die Arbeitsbedingungen dieser nunmehr *Spitalgehilfin* genannten Arbeitskraft regeln soll. In diesem Entwurf sind die ihr zugeteilten Haushaltsarbeiten, das Instandhalten, die Pflege und das Bereitstellen der Krankenutensilien und die pflegerischen Hilfsarbeiten einzeln aufgezählt, aber auch diejenigen Handreichungen, die sie nicht ausüben darf. Der Schwester können durch eine Spitalgehilfin viele Haushalt- und Blumenarbeiten abgenommen werden, manch ein Botengang; Arbeiten am Krankenbett, die bisher zwei Schwestern benötigten, können oft durch eine Schwester mit einer Hilfskraft gemeinsam ausgeführt werden.

Die Ausbildungszeit ist auf ein Jahr festgesetzt,

und die Ausbildungsstätten sollen nicht zu kleine Spitäler sein, so daß eine breite Ausbildungsbasis ermöglicht wird. Wie in einem Lehrlingsgesetz darf auch kein zahlenmäßiges Mißverhältnis zwischen Ausgebildeten und Auszubildenden herrschen. Die Spitalgehilfin hat andererseits Anspruch auf eine programmäßige praktische und theoretische Ausbildung und soll zum Schluß eine Abschlußprüfung bestehen. Der Ausweis soll durch die Veska (Verband schweizerischer Krankenanstalten) ausgestellt werden. Dadurch wird die Bezeichnung «Spitalgehilfin» geschützt.

Das Eintrittsalter für die jungen Schülerinnen der Schwesternschule wird nicht umsonst nur sehr zögernd herabgesetzt, trotzdem man wohl weiß, daß gerade in der dadurch oft entstehenden Wartezeit eventuelle Interessentinnen ihren Berufswunsch ändern.

Die gesundheitliche Gefährdung der zu jungen ist ja bekannt, ihre Anfälligkeit gerade der Tuberkulose gegenüber eine Tatsache, die man nicht aus den Augen verlieren darf, besonders auch da wir ja keine obligatorische Schutzimpfung kennen. Dadurch scheint uns offenbar zu werden, daß

das Alter für einen solchen Spitaldienst nicht zu niedrig angesetzt

werden darf. Je höher es aber festgelegt wird, desto stärker ist der Eingriff auch wirtschaftlich spürbar, als ein Herausreißen aus Lehre, Studium, Anfangsstelle.

Es ist bei der Diskussion, zurückgreifend auf das Postulat Waldvogel aus dem Jahre 1922, wiederum die Forderung nach dem Heimatdienst erhoben worden, einer Art Mädchenrekrutenschule, wobei der Einsatz einer für unser Land wichtigen Aufgabe gelten soll. Wir denken da unwillkürlich zurück an den obligatorischen Landdienst der Kriegsjahre. Eine Verknüpfung mit diesem alten Postulat des Heimatdienstes und der Forderung von Dr. Pfister nach Zuführung von Arbeitskräften in die Spitäler scheint uns nicht ohne weiteres gegeben, soll doch nach einem in der Diskussion gefallenen Votum gerade der Gemeinschaftsgeist der jungen Mädchen gestählt werden in Anlehnung an das, was die jungen Männer in der Rekrutenschule erhalten, und was zweifellos für ihr ganzes Leben eine wertvolle Bereicherung bedeuten kann. Bei einer Zuweisung an Spitäler aber scheint diese Forderung nur sehr schwer erfüllbar. Es ist überhaupt hier noch etwas zu streifen, was uns von großer Bedeutung scheint: Ist nicht das, was man als Bereicherung erwartet, eine zu starke Forderung gegenüber dem aufnehmenden Spital? Es ist ein sehr großer Unterschied, ob man sich nur als Arbeitskraft

offeriert oder ob man erwartet, belehrt und gefördert zu werden; das offenbart sich beispielsweise gerade auch bei dem von Grund aus so verschiedenen Verhältnis des Spitals zum Etagenmädchen und zur Schwesternhilfe.

Internatsleben ist nie eine einfache Sache

Es wird um so komplizierter, je vielfältiger Alter, Herkommen, Ausbildung derjenigen sind, die unter dem gleichen Dach wohnen. Es gibt — und das wissen gerade die Frauen, die sich in Heimkommissionen betätigen, sehr gut — sehr viele Probleme, wie Unterkunft, Freizeitgestaltung und andere. Wir kennen kein Spital, das über genügend Zimmer und sanitarische Einrichtungen verfügt, um eine Vielzahl junger Mädchen aufnehmen zu können. Wir würden hier eher so eine Lösung sehen, daß die jungen Mädchen außerhalb des Spitals gemeinschaftlich leben, ähnlich wie in einem Jugendheim oder einer Jugendherberge, also doch einen Teil ihrer Zeit in einer sinngemäß gestalteten Gemeinschaft verbringen und von dort aus im Spitalhilfsdienst eingesetzt werden.

Aus dieser Überlegung heraus scheint es, daß sich als wenn auch vielleicht nicht einzig gangbare, so doch sicherste Wege diejenigen abzeichnen, die die Vertreterin des Gedankens eines Diakoniejahres und des Plans des Roten Kreuzes darlegten. Sie wurden nur skizzenhaft angedeutet. Abbé Pierre hat aus einem Notstand heraus aufgerufen; die Voraussetzungen für ein Diakoniejahr scheinen uns nicht unähnlich. Dadurch würde auch der Gefahr gesteuert, daß, wenn gesetzliche Erlasse für diesen Ausnahmenotzustand gefordert werden, bald einmal in ähnlichen Situationen die gleichen Forderungen erhoben würden. Ist es so ganz und gar abwegig, sich vorzustellen, daß, wenn Schulklassen mit keiner Lehrkraft versehen werden können, es einfach eines schönen Tages heißen könnte, daß man nach der Matura zum Beispiel zuerst ein halbes oder ein ganzes Jahr Schule halten müßte? Wo man sich doch über ein gewisses Schulwissen ausgewiesen habe. Kinder würden dann allerdings — ebenso wie die Kranken — nicht nur denen teilweise anvertraut, die zu dieser Tätigkeit auch Freude und Begabung mitbringen. Der Rotkreuzchefarzt beabsichtigt seinerseits, Rotkreuzhelferinnen in kürzeren Kursen in Spitälern auszubilden. Dieser Plan ist noch im Studium, und seine Verwirklichung soll auch helfen, die im Kriegsfall gelockerten Reihen der teilweise aufgebotenen Samariterinnen wieder aufzufüllen. Nachdrücklich sollte aber immer und immer wieder darauf hingewiesen werden, daß die verschiedenen Arten der von den Samaritervereinen seit Jahrzehnten durchgeführten Kurse jetzt schon ständig Gelegenheit bieten, sich erste Kenntnisse anzueignen.

Für den Schwesternberuf ist in den letzten Jahren sehr viel geworben worden. Diese Werbungsaufgabe ist sicher noch lange nicht zu Ende. Es ist aber doch so, und wir stellen es mit Zuversicht fest, daß

die Werbung nicht ohne Erfolg

geblieben ist. Der Zudrang zu unseren Schwesternschulen hat sich bemerkbar verstärkt, wenn auch andererseits der Bedarf (man denke nur an die vergrößerten Spitäler, die neuen pflegerischen Nebenberufe, die Auslandsmöglichkeiten, die steigende Heiratsziffer, der Ruf nach einem Einzelzimmer im Spital) in noch stärkerem Maße angestiegen ist. Auch ist es immer ein unsicherer Faktor, wenn so viele Schwesternstellen durch Ausländerinnen besetzt sind. *Was nun vor allem nottut ist, daß diesem vermehrten Wunsch Schwester zu werden voll entsprochen werden kann.* Hier sehen wir nun eine vordringliche und absolut erfüllbare Auf-

gabe der Öffentlichkeit: den bewährten Schwesternschulen die finanzielle Möglichkeit zu Ausbau und Erweiterung zu geben. Der Schwesternberuf hat mindestens den gleichen Anspruch wie andere Berufsarten, in Schulen ausgebildet zu werden, um die sich der Staat auch in Form vermehrter finanzieller Hilfe interessiert. Bund, Kantone und Gemeinden sind vielenorts in gut begründeten Eingaben darum angegangen worden.

Auch innerhalb des Spitals, im Krankenzimmer selber, sind noch nicht alle Möglichkeiten ausgeschöpft, die die pflegende Schwester entlasten können. Wir denken hier vor allem an die so verschiedenen Ansprüche des Patienten und seiner Angehörigen. Sie dürften eigentlich nur durch den Krankheitszustand, die Pflegebedürftigkeit selber diktiert werden. Wer hat nicht schon von einem befreundeten Geschäftsinhaber über diesen und jenen auch gar zu anspruchsvollen Kunden stöhnen gehört, wer nicht schon den Hotelier über einen nie zufriedenen Gast? Aber auch im Krankenbett liegen nicht lauter Idealmenschen, und doch könnte gerade das Kranksein eine Schule der Selbstdisziplin sein. Aber auch die Ärzte könnten oft noch ein Mehreres tun und wäre es nur erst der redliche (und nicht zu bald wieder in Vergessenheit geratende) Versuch, die Arztvisiten im Krankenzimmer nicht zu allen möglichen (oder besser gesagt unmöglichen) Stunden zu machen, vor allem nicht zur Essenszeit der Patienten und Schwestern, auch nicht, wenn es nicht unumgänglich ist, zur Verlängerung der Arbeitsstunden, wenn ein langer Arbeitstag zur Neige geht. Der Arzt — und welche Arztfrau weiß das nicht aus oft täglicher Erfahrung — kann sich ja oft selber nicht an regelmäßige Essenszeiten halten, aber das Essen wartet auf ihn, während es im geordneten Spitalbetrieb immer pünktlich erscheint und viel Umtriebe verursacht, wenn es dann nicht eingenommen werden kann.

Vielleicht dürfen wir noch betonen, daß wir weder die Probleme noch den Hilferuf von Dr. Pfister bagatellisieren möchten. Wir hoffen, daß wir nicht diesen Eindruck erweckt haben. Daß sein Aufruf auf so breiter Basis diskutiert wurde und noch wird, hat seine tiefe Begründung. Daß dabei die bereits begonnenen Vorarbeiten für Propagierung eines Diakoniejahres, Inangriffnahme des Problemes durch das Rote Kreuz einer weiteren Öffentlichkeit bekannt wurden, ist höchst erfreulich. Daß die Not der Spitäler von den Jungen zu einem ihrer Probleme gemacht wurde, ist das, was uns froh und zuversichtlich macht, denn nun wird es sich vor allem darum handeln, diesen guten Willen auszunutzen, in einer geschickten und vor allem beweglichen Art, auf eine Weise, daß Spital und Patient und dadurch den pflegenden Kräften geholfen wird. *M. Humbert*

Saffa 1958

Wir rufen den Sektionen des Schweizerischen Gemeinnützigen Frauenvereins die *Postschecknummer VIII 8626 Zürich* in Erinnerung, auf die sie bitte ihren Beitrag an die Saffa-Auslagen des Vereins einbezahlen möchten. Der Schweizerische Gemeinnützige Frauenverein stellt das Wirken der Sektionen und des Gesamtvereins aus. Besten Dank zum voraus!

Buchbesprechungen von M. H.

Fritz Wartenweiler: **Fliegen und Pflügen** (Rotapfel-Verlag, Zürich).

Die Biographien Wartenweilers haben ihren sehr persönlichen Stempel. Nicht nur sind sie immer sehr lebendig geschrieben — aber in diesen Lebensbildern sind das Erstrebte, Geleistete und Erreichte, das immer außerordentlich anspornend ist, nicht einziger Mittelpunkt —, sondern oft vielmehr Rahmen für das, worum es im Leben überhaupt gehen soll. Beispiele lehren, aber Ethik und vor allem Herz und Sinn für Minderbegünstigte werden einem nicht doziert, sondern als Selbstverständlichkeiten nahegebracht. Die fünf ausgewählten Lebensbilder: Hermann Geiger, Antoine de St-Exupéry, Ben Gurion, der Gandhi-Schüler Vinoba und der letztes Jahr durch sein Lebensbuch einem weiteren Kreis bekannt gewordene Schweizer Landwirt Alois Günthart, sind so verschiedener Herkunft, daß der Reichtum an Erleben diese konzentrierte Fassung fast sprengt. Sie bilden zusammen ein wertvolles Buch, das nicht nur in die Hände jugendlicher Leser gehört.

Ralph Moody: **Ralph unter den Cowboys** (Schweizer-Spiegel-Verlag; mit 22 Bildern).

Ralph hat offenbar seit Jahren seinen Leserkreis, und wenn er nun auf seinem wilden Blueboy herangeritten kommt, so wird er mit Begeisterung empfangen werden. Der zwölfjährige Bub verbringt den Sommer in der Prärie, wo Erlebnisse und Erfahrungen ihn sichtlich reifen lassen. Immer wieder kommt es in schwierigen Situationen (die Menschen schaffen sie ebenso sehr wie die Natur) gleichermaßen auf Charakter und Einstellung wie auf das Können an, und gerade das ehrliche Suchen und Mühen machen einem den Buben so sympathisch. Einsame Ritte, Sturm, Mitfühlen mit dem Tier, Beobachtungen in der Natur bringen vielfachen Reichtum in dieses Lebensbild eines Sommers hinein. Bescheidenheit und Zähigkeit, in weitgespannter Landschaft erprobt, lassen den Leser teilhaben an den Kräften der Natur. Ein Buch, das wirklich das Fluidum, aus dem es entstanden ist, seinen Seiten entströmen läßt. Und gerne stimmen wir der Feststellung zu, daß es für Leser jedes Alters bestimmt ist.

Renée Pierre Gosset: **Alle meine Männer in einem Boot.** (Aus dem Französischen übersetzt von W. De Haas; Albert-Müller-Verlag, Rüschlikon.)

Mit was für Ballast haben die Gossets wohl ihr Schiff seefest gemacht? Eines ist sicher: bevor diese Reporterfamilie sich auf ihre abenteuerliche Fahrt an Bord eines ausrangierten Patrouillenschiffes der englischen Kriegsmarine ins Mittelmeer hinaus begab, warf sie einen ganzen Haufen erdgebundener Begriffe von Unentbehrlichem über Bord. Mit nimmt sie die drei Kinder, eine aufs Minimum reduzierte Mannschaft, eine Menge Verpflichtungen, Reiseberichte zu schreiben. Mit Optimismus werden auch alle auf der Reise aufsteigenden Schwierigkeiten sogleich über Bord gewischt. Das gibt freie Bahn für Aug' und Ohr und uneingeschränkte Aufnahmefähigkeit. Gerade auf hoher See aber lassen sich gelegentlich widerliche und oft auch gefährliche Situationen nicht wegsuggerieren, und so braucht auch der Leser ein gewisses Maß von Seetüchtigkeit, um diese Fahrt, die unter anderem Tanger, Gibraltar, Algier, Sardinien und viele andere Landstriche berührt, zu überstehen. Ein Reisebericht, bei dem alle tatsächlichen Begebnisse mit Humor und Keckheit ausgeschmückt werden. Was man etwa von Ferien am Meer an Entschlüssen mit nach Hause gebracht (und längst wieder abgelegt) hat, in Zukunft etwas ungesorgter und im Rhythmus des weiten Meeres zu leben, erlebt beim Lesen dieses unterhaltenden Buches eine heilsame Auferstehung.

Ruth Elisabeth Kobel: **Ein volles Jahr** (Francke-Verlag, Bern).

Dieses Jungmädchenbuch wendet sich nicht nur an das Konfirmandenalter. Uns scheint, als seien Gedanken, Empfindungen, Verletzbarkeit wirklich von einem jungen Mädchen im Schulentlassungsalter aufgezeichnet worden, und wir würden uns nicht wundern, wenn die Verfasserin ein seinerzeit geführtes Tagebuch herangezogen hätte. Die Stimmungen und Fragen der Marianne Huser kommen einem so vertraut vor, wie es nur Selbsterlebtes kann. Dagegen sind die Antworten, Überlegungen und Lösungen von erfahrener Seite gegeben worden. So möchten wir sagen, daß dem erwachsenen Leser von der jugendlichen Tagebuchschreiberin die Probleme aufgezeigt, der jungen Leserin dagegen von der erwachsenen Seite her die Auswege aufgezeigt werden. Auf dem Titelblatt ist ein junges Mädchen gezeichnet, das etwas unerwartet eine Kopfbedeckung trägt, die wie ein Abbild des Buchinhaltes den Erwachsenenbeitrag wiedergibt. Ein Buch, einem jungen Mädchen zu schenken, das man gut kennt, aber auch dem erwachsenen Menschen, der mit ihnen zu tun hat.

Voranzeige! Im Rotapfel-Verlag ist ein von Dr. J. O. Kehrli sorgfältig betreutes Buch, die Lebenserinnerungen Ernst Kreidolfs sowie eine Anzahl teils farbiger Bildwiedergaben enthaltend, erschienen, das sich als Weihnachtsgeschenk vorzüglich eignet. Wir werden in der nächsten Zentralblattnummer eine eingehendere Würdigung folgen lassen.

Kalender

Als ob sie uns anzeigen wollten, daß sie zusammen ein bernisches Paar bilden (Buchdruckerei Büchler zeichnet als Herausgeber), kommt er im schwarzen und sie im roten Gewand, als *groß- und kleinformatige Taschenkalender,* der eine zugleich auch Brieftasche, der andere auch in der kleinen Handtasche unterzubringen, beide vollkommen zweisprachig und textlich sich an ihre bewährten Vorgänger haltend. Wer sich schon bisher an sie gewöhnt hatte, würde sie nur ungern vermissen, zum Schenken ebenso geeignet wie zum eigenen Gebrauch.

Schweizerischer Frauenkalender und Jahrbuch der Schweizer Frauen (Verlag Sauerländer, Aarau; herausgegeben vom Bund schweiz. Frauenvereine). Der Einband ist in den Zürcher Farben gehalten und mit dem Saffa-Signet versehen. Das erste Saffa-Buch, wie es sich für das vor uns stehende Saffa-Jahr wohl gehört. All die Namen der für die Ausstellung Verantwortlichen gewinnen Gestalt durch ihre Porträts und Saffa-Beiträge. In vermehrtem Maße wird von vielen Gesichtspunkten aus auf das Schaffen der Schweizer Frau hingewiesen, wo Frauen über ihre Arbeit schreiben, kommt in sympathischer Weise auch die Hausfrau und Mutter zum Wort. Wie immer orientieren sorgfältig geführte Chroniken über die schweizerische und die internationale Frauenbewegung. Nicht zuletzt möchten wir auch auf den schweizerischen Frauenkalender als Nachschlagewerk hinweisen, da er international und schweizerisch ein wertvolles Adressenmaterial der Frauenorganisationen enthält.

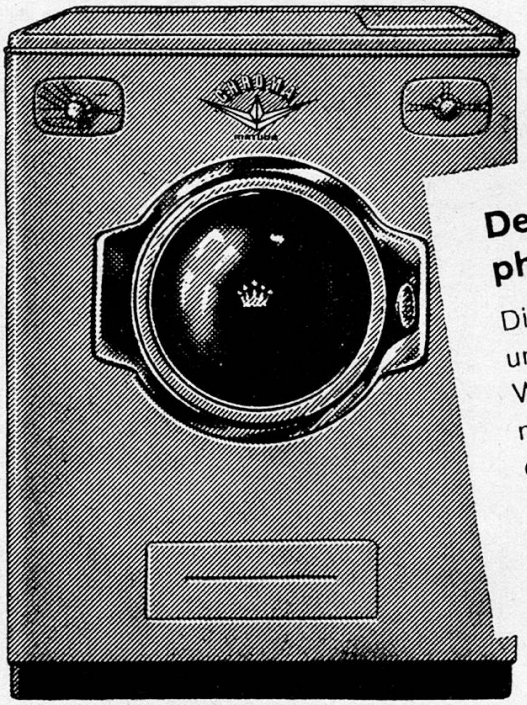
Schweizer Wanderkalender. Herausgegeben durch den Bund für Jugendherbergen, Seefeldstraße 8, Zürich 22. Der wiederum sehr schön ausgestattete Wandkalender mit den zahlreichen Farbenfotos in Postkartenformat hat sich als Leitmotiv das Wasser gewählt, nicht das verdrießliche, das das Wandern in den letzten Sommern so beharrlich begleitete, sondern lebendiges, vielgestaltiges Wasser, wie es vom Berg ins Tal hinunterrauscht. Auch an manch schönem Platz am Wasser steht heutzutage eine Jugendherberge. Es ist eine Freude, durch den Kauf eines Wanderkalenders das Wandern und die Unterkunft des jungen Wanderers unterstützen zu helfen. Ein für die Jugend anregendes Geschenk, nicht zuletzt auch durch die Zeichen- und Fotowettbewerbe.

Kaisers Haushaltungsbuch ist nur in bezug auf seinen Jahrgang verschwiegen. Wir wollten nämlich beim soeben herausgekommenen neuen Band feststellen, ob uns unser Erinnerungsvermögen trügt oder ob es wirklich zutrifft, daß wir es schon in den Händen der Mutter und der der Tanten sahen (es war doch damals braun und nicht so fröhlich grün?), als wir uns eben erst anschickten, uns mit dem Alphabet auseinanderzusetzen. Gerade diese Angabe aber konnten wir nicht finden, sonst aber enthält es klar und übersichtlich alles vorgedruckt, was eine einfache Buchführung ermöglicht.

Zeitschriften

Nellys Kalender hat sich diesmal im Briefkasten ganz besonders breit gemacht, aber dafür auch gerade weihnachtliche Stimmung und Vorfreude mitgebracht. Was für eine reichhaltige Nummer! Man merkt, wie viele gute Geister da für uns gedacht und zusammengetragen haben. Nellys Kalender denkt in weitem Rahmen immer für die anderen, beim Zusammenstellen der festlichen Menus auch an Diätgebundene, beim Festgestalten und Schenken an die Börsen, die sich viele Male öffnen müssen. Ganz besonders gut gelungen sind auch die farbigen Beilagen, die Wohnräume, als wären sie Originalaquarelle. Diese Weihnachtsnummer, verbunden mit einem Geschenkabonnement, ist ein verheißungsvolles Geschenk, das erfahrungsgemäß sein Versprechen halten wird.

Der Psychologe (GBS-Verlag, Schwarzenburg) beendet mit der Dezembernummer seinen 9. Jahrgang. Das Dezemberheft ist ganz besonders vielseitig und betont auf der praktischen Erfahrung beruhend. Wir denken hier ganz besonders an die Beiträge von T. Hornik über Migräne und denjenigen von R. A. Meier, Regensdorf, über die Persönlichkeitserfassung des Rechtsbrechers. Da das seit 15 Jahren geltende schweizerische Strafgesetz schon in der Revisionsdiskussion steht, ist dieser Beitrag aus der Praxis heraus — eine schon heute erfüllbare Forderung nach sinngemäßer Arbeitsaufteilung — besonders zu begrüßen. Der besonders literarisch Interessierte wird sich die psychologischen Notizen zu Thomas Manns «Buddenbrooks» nicht entgehen lassen.



Der Waschautomat mit der phantastischen Spülkraft

Die Spülkraft der Chroma-Matura ist unvergleichlich. Hundert rauschende Wasserhahnen würden Ihre Wäsche nicht sauberer spülen. Viermal wird der Spülprozess wiederholt, davon zweimal durch Intensivspülen verstärkt. Die Intensivspülung ist eine Spezialität der Chroma-Matura.

Die unvergleichliche Spülkraft der Chroma-Matura ist nicht das einzige, was diesen modernen Automaten unter allen auszeichnet. Er ist auch der erste Waschautomat mit zwei vollautomatischen Gängen, einem normalen für die große, und einem behutsamen zweiten Gang für feine Wäsche. Diese Doppelautomatik bedeutet: mehr Schonung, nicht nur durch Temperatur- und Waschzeit-Steuerung wie bisher, sondern auch durch den veränderten Rhythmus der Trommel: 3 Minuten waschen, 2 Minuten ruhen! Überhaupt weist die Chroma-Matura ganz neue Eigenschaften auf, die sich auf die Güte des Waschprozesses wohltuend auswirken. Verlangen Sie eine persönliche Beratung durch unser geschultes Fachpersonal.

CHROMA-MATURA

Bezugsquellen-Nachweis durch:
Diethelm & Co. AG, Talstraße 15, Zürich
Telefon (051) 25 55 50

Moussillon

Schaum-Traubensaft mit dem Champagner-Verschluß das Festgetränk für die ganze Familie, rassig und prickelnd – aber alkoholfrei

Ein OVA-Produkt

Alleinhersteller:
GESELLSCHAFT FÜR OVA-PRODUKTE
Affoltern am Albis Tel. (051) 99 60 33

Wie den Bohnenkaffee «strecken»?

Mit «PIONIER» Frucht- und Getreidekaffee! «PIONIER» mundet vorzüglich: er «käfelet». Sie können ihn rein (mit etwas Milch) trinken oder **in jedem Verhältnis** mit Bohnenkaffee mischen. Er streckt, **ohne** bitter zu machen. Gut für den Filter. «PIONIER» hilft Ihnen sparen und senkt den Koffeingehalt Ihres Kaffeegetränkes.

Im Reformhaus

Vertrieb:

A. Müller, L.-Ragaz-Weg 18, Zürich 55

BAHNHOFBUFFET ZÜRICH

R. Candrian–Bon Telex 52 5 52 Tel. (051) 23 46 44

Contra-Schmerz gegen Kopfschmerzen Monatsschmerzen Migräne Rheumatismus

Kaputte Herrenhemden

Vertrauen Sie Ihre defekten Hemden unserm Reparaturservice an, wir bedienen Sie schnell, gut und billig. **Für Maßhemden** bitte Musterkollektion verlangen. **Wir verarbeiten auch Ihre eigenen Stoffe.** Kragengröße nicht vergessen! Halbweich- oder Permastif-Kragen.

HEMDEN-PFISTER NIEDERURNEN GL 24

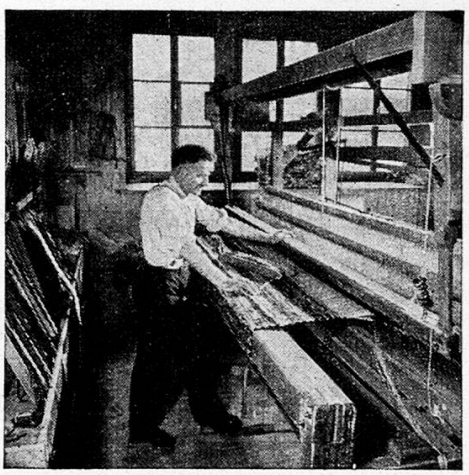
Mitglieder, werbet für unsere gemeinnützige Sache!

Eptinger ist dank seiner Mineralsalze gesundheitsfördernd

LABEL

KURSAAL BERN

Willkommen ist
als Kursaal-Gast
Ein jeder
Musikenthusiast



SAANEN-RESTENTEPPICHE

Sorgfältige und geschmackvolle Verarbeitung von Kundenmaterial und neuen Stoffresten ab eigenem Lager

HAUSWEBEREI SAANEN

(Berner Oberland) Tel. (030) 9 43 73

Gemeinnütziges Unternehmen

Stets vorrätig **schöne Feingewebe** aller Art (Muster- und Auswahlsendungen)

Walter Ruckli, Luzern

Bahnhofstraße 22

Gold · Silber · Uhren · Bestecke

Ateliers für individuelle Arbeiten nach Ihren Angaben oder eigenen Entwürfen

Lieferant für Ihre Diplomierungen

Erste Schweizerische Schule für medizinische Laborantinnen Engeried-Bern

Schulbeginn: Ende April. Anmeldetermin 31. Dezember. Zweijährige gründliche theoretische und praktische Ausbildung mit Diplomabschluß — Auskunft und Prospekte durch das Sekretariat, **Neuengasse 21, Telephon (031) 2 35 44, Bern**

Rauchwaren günstiger!

Tabak	Winkelried	900 g	4.90
	Geldsparer	900 g	5.90
	½ Pfd. 2.10	4,5 Pfd.	13.40
	Rollentabak	900 g	10.—
	Zigarren-Abschnitt	p. kg	10.50
Stumpen	200 Stk. 10er		18.—
	200 Stk. 15er rund, gepr. oder konisch		27.—
	50 Stk.		7.50
Brissago	Fehlfarben 100 Stk. sowie 20er und 25er		17.—
	50 Stk. 25er		12.50
	ab 200 Stk. 10% Rabatt		

Zigaretten jede Marke ab 25 Päckli 10% Rabatt. Pfeifen, Feuerzeuge, Tabakbeutel sowie sämtliches Rauchmaterial in größter Auswahl. Muster auf Wunsch.
Prompter Versand per Nachnahme

Konfitüre	4,5 kg	12,5 kg
Zwetschgen	10.50	24.50
Kirschen	14.50	34.50
Apfelgelée	11.50	24.30
Melasse 5 kg	9.—	19.70

Mathis Kunsthonig ist halt etwas Feines

Sorte 11 AK		10.50	2.— p. kg
Sorte Nr. 1 1/1 Ds.	2.90	12.—	2.30 p. kg
Sorte Nr. 2 1/1 Ds.	3.50	14.50	2.90 p. kg

Speisefett o/B Nr.2 4,5kg-Kes. 14.—
ab 3 Kessel 4,5kg-Kes. 13.— p. Kes.

Biskuits feine Mischung in Frischhaltebeutel
2 Pfd. 3.50 4 Pfd. 6.60

Für Suppen und Speisen von Mathis
Mathis-Fleischsuppe
Ochsenbouillon
Veget. Suppe
Dosen à ½ und 1 kg.
Mit Gratis-Gutschein wie immer.
Preisliste gratis

Mathis & Co., ZF, Buochs NW

AZ
BERN 6

7-10 Fr. sparen!

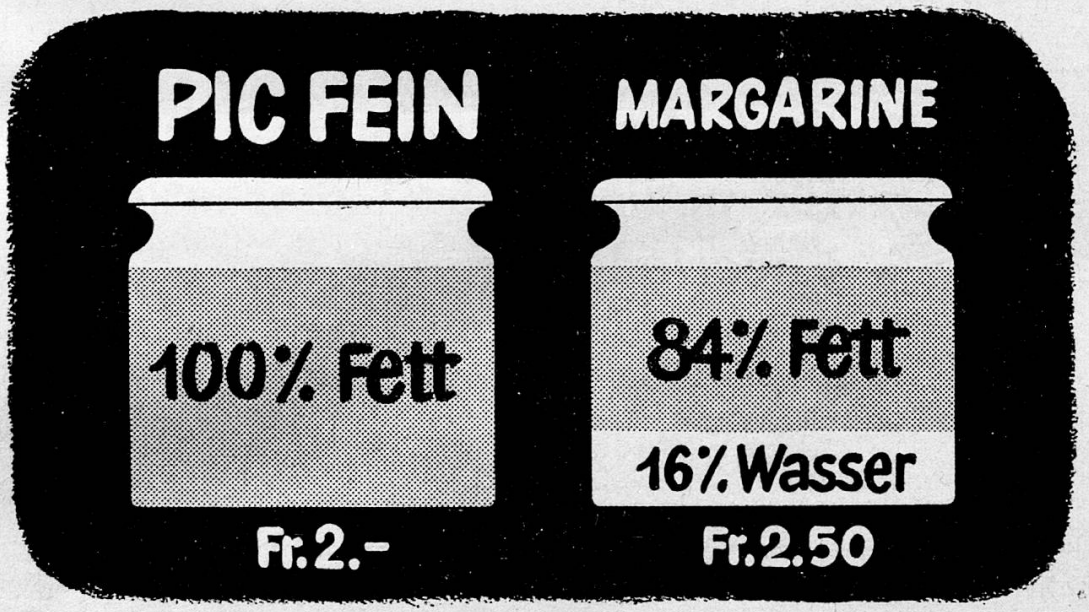
Wer wollte schon kaufen, was er geschenkt erhält?
Wir bieten Ihnen Gelegenheit – ohne Kosten –

gegen 50 Etiketten des ausgerechnet für Ihre Ansprüche geschaffenen Speisefettes **PIC-FEIN weiß,** zu Fr. 1.75 per Tafel (ohne Rinderfett, ungefärbt, absolut erstklassig, neutral und von leichtem Schmelz), eine Originaldose unserer allenorts bewunderten

Schönheitscrème

«CREAMY WONDER»

gratis zu erstehen. Sie dürfen diese sogar mit Überzeugung weiterschenken – verlangen Sie davon Gratismuster



Darum PIC FEIN Speisefett

butterhaltig

Mit höflicher Empfehlung

Heinrich Rusterholz AG, Wädenswil

Bitte ausschneiden

Druck und Expedition: Büchler & Co., Bern Postscheckkonto III 286